

Einmal muss wieder Friede werden

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIE SCHWEIZ
1919

Leben

Als ich jung war, ewig blühten
Sommer und Frühling —
Lang wie das Jahr.
Nun ich alt bin,
Ist der Frühling ein Hauch nur
Und der Sommer ein Traum.
Als ich jung war, hei, wie sprangen
Da meine jungen Glieder in Lenzluft!
Nun ich alt bin, ach, im Traum nur
Lebensfüllende Kraft spür' ich rinnen;
Wenn ich erwache —
Fällt in mein Fenster der Schnee...

Clara Nobs, Aarwangen.

Einmal muß wieder Friede werden.

Eine Skizze von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

1.

Zwei Häuser standen an einer langen, von hohen schlanken Pappeln gesäumten Straße, wo diese in ihrem fast endlosen und ebenen Dahinlaufen sich ein klein wenig hob, als ob ein fauler Troß sie zu zeigen veranlaßte, daß sie auch sich zu bäumen vermöge. Ein Bächlein kreuzte die Straße an dieser Stelle, so schmal und tief, wie jene breit war. Es trocknete nie aus und führte mehr Wasser, als man ihm zutraute; aber sein Bett war oben so eng, daß keine Brücke nötig gewesen war, es zu überbiegen, sondern ein paar Steinplatten genügt hatten, die Straße hinüberzuführen. Krebsse schlüchen im Bach. Lange Schlinggewächse wiegten sich im klaren grünen Wasser.

Die zwei Häuser standen je in einer Ecke zwischen Straße und Wasserlein, eines hierseits, eines dortseits. Das eine der Gebäude war groß und kahl und häßlich und hatte mehr leere Fensterhöhlen als Scheiben. Wo aber das Glas noch in lott-rigen Rahmen steckte, war es blind und schmutzig. An einem einzigen dieser Fenster hing so etwas wie ein Vorhang, ein roter, unglaublich unsauberer Fegen.

Vor einer langen Reihe von Jahren war in dem Gebäude eine Fabrik oder dergleichen betrieben worden. Jetzt zerfiel es langsam. Der Rat der Gemeinde, zu der es gehörte und die eine starke halbe Stunde entfernt war, vermietete es dann und wann an arme Leute. Meistens stand

es leer. Im Augenblick allerdings wohnte der Tagelöhner Josef Adam mit Frau und Tochter darin. Eigentlich hatten sie nur die große Stube mit dem Vorhangsfecken inne.

Das Nachbarhaus war ein einstöckiges, kleines Holzding, ähnlich einem Bahnwärterhäuschen. An seinen verschindelten Wänden kletterte ein Gespinnst von allerlei Kletterpflanzen, Kapuziner, Winden und Wildrebe empor. Im Sommer piepsten die kleinen Fenster nur so schüchtern oder schlau vergnügt aus dem bunten Ranken- und Blumenwerk, das alle vier Seiten umwucherte. Hier wohnte der Straßenwärter Andreas Hohe mit seiner lahmen Frau und seinem Sohne.

Reichtum und Vornehmheit also hatten sich an dieser Straßenöde nicht angesiedelt, wo, soweit der Blick reichte, nicht ein Dorf, noch nur andere einzelne Häuser zu erspähen waren, sondern einzig Acker und Wiesen sich endlos aneinander schlossen und erst in weiter Ferne die Schatten von Wäldern und blauen Hügeln sichtbar wurden.

Andreas Hohe, der Straßenknecht, war hier alt geworden. Die Tagelöhnerfamilie in dem einmal weißgetüncht gewesenen, jetzt aber rußüberschlagenen Staatschloß gegenüber hatte erst vor einigen Wochen Einzug gehalten.

Das Land, zu dem die beiden Häuser wie die nächsten Dörfer gehörten, war ein reiches, armes Land. Reich, weil es unter heißer Sonne und fruchtgebendem Himmel schwere Ernten trug, arm, weil mehr als einmal Krieg es überzogen und bald zum einen, bald zum andern von zwei mächtigen Reichen geworfen hatte, zwischen denen es lag.

Krieg lag auch jetzt wieder in der Luft, ein furchtbarer, nicht nur Länder, sondern die Welt mit Erschütterung bedrohender Krieg.

Es war Sommer und schwül; aber die Schwüle kam mehr aus den bedrückten Gemütern der Völker als von der starken Sommer Sonne.

Man hätte meinen sollen, daß, während nun in Städten und Dörfern von der drohenden Weltlage gesprochen wurde, sich auch den beiden Nachbarn am Krebsbach Anlaß zu einem Wort hin und wider

geboten hätte, aber es war da mit Bekanntschaft und Freundschaft so wenig weit her, daß, seit die Adamischen neben dem Straßenwärter wohnten, sie kaum zu einem gegenseitigen Guten Tag gekommen waren. Die Hohes waren stille Leute. Vater und Sohn gingen frühmorgens zur Arbeit und kamen abends zurück, und die lahme Frau ließ sich selten auf ihren Stock gestützt vor dem Hause sehen. Wenn die beiden Männer aber sich nach Feierabend ein Verschmaufen gönnten, kamen sie dem Adam-Hause schon deshalb nicht nah, weil die kleine Gartenbank, auf der sie ihre Pfeifen rauchten, sich auf der andern Seite ihrer Hütte befand.

Es kam aber doch ein Tag, da die gleichgültigen Nachbarn aufeinander aufmerksam wurden. Die Straße, die zwischen ihren Häusern lag, war schuld daran. Diese Straße war sonst still, wenig begangen und spärlich befahren. Eines Tages aber begann ein ungewohntes Leben über sie hinzuwogen. Von Westen nach Osten, von der nahen Grenze her ins Land zurück, Volk, das die Dörfer verließ, Männer, die sich zum Kriegsdienst stellen mußten. Und von Osten gen Westen flinke Reiter, die auf Kundschaft ausgesandt waren. Es schlug die Stunde, da auch Andreas Hohe und sein Sohn Kaspar sich rüsteten, um zu den Soldaten zu stoßen, der Junge, weil er mußte, der Alte, weil er wollte, weil es ihn, der im früheren Kriege das Tapferkeitszeichen verdient, daheim nicht litt, wenn es die Größe seines angestammten Vaterlands galt. Die Hohes kamen tief aus dem Innern des östlichen Reiches her.

Es war ein unsichtiger, aber warmer Morgen, als die zwei Männer an der Straße standen und von der Mutter Hohe Abschied nahmen. Alle drei hatten sich noch mancherlei zu sagen, ehe sie auf eine Zeit schieden, die leicht zur Ewigkeit werden konnte. Friedlich und freundlich, wie sie miteinander gelebt hatten, sprachen sie noch miteinander, der starke gedrungene Vater mit dem vollen graugesprenkelten Haar und Bart und der lange blonde Sohn einerseits und die lahme Frau, die allein zurückbleiben sollte, die Katharina, anderseits. In der Stube hatten sie angefangen, in der Straße setzten sie den

Abschied fort; denn die Trennung war nicht leicht. Sie sprachen von schwerer Schlacht und möglichem Sieg, vom Wiederkommen und ebenso möglichem Ausbleiben. Vater Andreas, der in all dem Bescheid wußte, gab der Frau noch ein paar Ratschläge. Es könnte ja wohl sein, meinte er, daß die Feindseligkeiten sich bis in diese Gegend erstreckten. Er riet daher der Frau zwar zum Schutz ihres kleinen Eigentums zu bleiben, solange es angehe, nicht aber sich zu großer Gefahr auszusetzen, sondern, wenn solche eintreten sollte, zu Verwandten weit im Hinterland zu fliehen. Frau Katharina nickte zu seinen Worten und entgegnete nicht viel. Sie hatte ein rotes, etwas hartes Gesicht. Es war nie ihre Art gewesen, die beiden Mannsbilder zu verwöhnen; aber dennoch rannen ihr jetzt zwei Tränen über die strammen Backen, und die starken Hände, mit denen sie sich verwirrt und verloren den weißgelben Scheitel glatt strich, zitterten. Als jetzt Kaspar, ihr einziges Kind, die Hand in die ihre legte, wurden ihre Finger im Drucke steif, als könnten und könnten sie die des andern nicht mehr fahren lassen. Der Vater mußte ein ungeduldiges „Macht jetzt fertig!“ sprechen, ehe Mutter und Sohn sich trennen konnten.

Alle die Zeit über waren indessen jenseits der Straße die Adamischen gestanden und hatten nicht nur dem Abschied der Hokes, sondern dem auf der Straße immer noch andauernden Hin und Her von Kommenden und Ziehenden zugegafft.

Die Adamischen waren ein noch junges und schmuckes Paar, er schwarz und sie blond, schlanke Menschen mit hübschen, leichtfertigen Gesichtern, in der Kleidung nachlässig, im Wesen fahrig wie Feder-volk. Neben der Mutter stand ihr vierzehnjähriges Mädchen, die Olivie. Das hatte zarte, von braunen nach vorn über die Schulter hangenden Zöpfen umrahmte Züge und große Augen, von Farbe genau wie das Haar. Schon stand auch in ihrem Gesicht etwas vom Leichtsinne der Alten, aber es war noch von dem Ausdruck eines Restes kindlicher Unschuld gemildert, und wenn sie lachte, erschien neben ihrem Mund ein kleines, rundes, freundlich warmes Grübchen.

„Ade, Mutter!“ grüßten drüben die beiden Hokes noch einmal, und im Wegschreiten sich noch umwendend, nickten sie unwillkürlich auch der Familie Adam zum Abschied zu. Der Ernst des Augenblickes hatte etwas Verführendes und die bisherige Gleichgültigkeit Ueberbrückendes.

Vielleicht um hinter der Freundlichkeit ihrer Mannsleute nicht zurückzutreten, vielleicht, weil die verhaltene Not ihres Herzens sie irgendwo nach Teilnahme suchen hieß, tat die Katharina Hoke, was sie bisher nie getan, sie sprach die Nachbarn, mit denen sie kaum noch Grüße getauscht, an.

„Jetzt müssen sie halt fort, Meine,“ sagte sie. „Es ist eine böse Zeit. Wer weiß, ob man sich wieder sieht!“

Die Adamischen grinsten, antworteten aber nicht.

Frau Katharina wußte nicht, was sie aus den verzogenen Gesichtern machen sollte.

„Ihr müßt wohl auch noch mit?“ fragte sie den Josef Adam.

Dieser wendete sich nach seinem Weibe um. Beide sahen einander an und lachten. „Vorläufig nicht,“ gab er dann doch der Nachbarin Bescheid.

„Und dann jedenfalls nicht dahin, wo die Eueren hin sind!“ rief das junge Weib in halb herausforderndem, halb überlegenem Ton herüber.

„Wieso?“ fragte Katharina Hoke streitbar. Das Gebaren der andern roch ihr auf.

„Das Gebiet hier bleibt hoffentlich in dem Krieg nicht mehr bei denen da drüben,“ erklärte die Adamin weiter. Es war etwas Flackerndes in ihrem Blick, ihr wirres Haar schien im Zorn aufzufliegen, und ihre Stimme kreischte vor Erregung.

Katharina Hoke wußte, woran sie war; es gab eine Partei im Lande, die zum Feinde hielt. Die Adamischen gehörten offenbar dazu. Gut! Mochten sie! Für derlei Volk hatte sie nichts übrig. Sie drehte sich ab. In der Plötzlichkeit ihrer Bewegung lag eine starke Mißbilligung.

Ein lautes Gelächter scholl in ihrem Rücken, als sie auf ihren Stock gestützt davonhumpeln wollte. Jetzt tönten Schimpfworte: „Alte Hexe! Lahme Närrin! Geh deinen zwei Windschützen nach!“

Die Adamischen Eheleute waren auf

einmal wie kläffende Hunde, die nur auf einen Steinwurf gewartet haben, um bellen zu können.

Halb verwundert, halb zornig drehte die Lahme sich noch einmal nach den Schmähenden um. Sie sah gerade noch, wie die schlanke hübsche Olive ihr die Zunge lang herausstreckte. Dann humpelte sie, den Stock zornig aufstoßend, ins Haus.

2.

Wochen vergingen. Die Nachbarn mieden einander. Die Katharina Hohe kaufte von Marktboten, die an die zwei Häuser kamen, tüchtig ein und verproviantierte sich. So hatte sie es mit den Männern ausgemacht. Einige Male schien ihr, als hörte sie von den offenen Fenstern anzügliche Rufe, die von der Wadamin und ihrer Tochter herrühren mochten und ihr galten; aber sie ließ sich nicht herauslocken.

Dann tat der Krieg sich kund. Plötzlich fast und noch ehe die Einsamen am Krebsbach ihn so nahe dachten.

Weißer, wolliger Wolken standen am Himmel, die zu wandern vergaßen. Wie eine riesige, in ihrem Lauf stockende Herde standen sie da. Es wurden ihrer immer mehr, und sie drängten sich immer näher zusammen, sodaß das Blau mehr und mehr unterging. Und auf einmal dröhnte Donner. Aber er kam nicht aus den Wolken. Die Fensterscheiben begannen zu klirren. Unablässig rollte das dumpfe Donnern schwerer Geschütze. Dazwischen knatterte der kläffende Lärm von Gewehren und Maschinengewehren.

Man sah die Kämpfer nicht, aber das Gefecht konnte nicht allzuweit entfernt sein. In der Nacht stand am Horizont die blutige Rote von Bränden. Fliehende kamen vorüber.

Weder die Wadamin noch die Mutter Hohe legten sich zu Bett. Sie traten von Zeit zu Zeit unter ihre Türen an die Straße. Die Fliehenden berichteten, daß die einheimischen Truppen geschlagen seien und sich zurückzögen, der Feind dränge heftig nach.

Katharina Hohe und die Nachbarn hörten es gleichzeitig. Die alte Frau humpelte kopfschüttelnd ins Haus zurück. Hin-

ter ihr her fuhren höhnische Rufe: „Mach dich fort, Hokin, sonst zeigen dir die rechten Leute den Weg!“ Ein Wivatgeschrei auf das feindliche Land, von den Wadaminischen gemeinsam in die Nacht hinausgegellt, folgte.

Zornig schlug Katharina die Tür hinter sich zu und sperrte den verräterischen Lärm hinaus. Aber sie hatte sich drinnen in der sauberen kleinen Wohnstube noch kaum in ihren Lehn- und Leidenstuhl niedergelassen, da gab es einen brechenden Ton, und ein Fenster flog in Scherben, ein Stein klatschte mitten in der Stube zu Boden. „Gefindel!“ murmelte die alte Frau zwischen den Zähnen. Sie wußte, woher der Stein kam. Mühsam sich wieder auf die Beine stellend, hob sie an, alle Läden an ihrer Hütte zu schließen, und verriegelte die Tür.

Dann saß sie stundenlang in ihrem Lehnstuhl. Eine kleine an der Decke hangende Petrolampe leuchtete ihr, und sie sah dem unruhigen Rinnen der Schattenringe zu, die die Lampe an den weißen Gips hinauf warf. Der Pendel der kleinen Schwarzwälderuhr an der einen Wand schwang eifrig wie ein springendes kleines Teufelchen hin und her. Das Ticken der Uhr klang, als redete der alte Zeittamerad da an der Wand mit der einsamen Frau. Sonst war kein Leben und kein Laut im Zimmer, nur die vielen gehäkelten Deckelchen auf Kommode, Tisch, Nähtisch und Stuhlkissen erzählten der Katharina von den langen Stunden und Tagen, die sie lahm in ihrem Stuhl gesessen und während welcher sie sich die Zeit mit der Häkelnadel verkürzt hatte.

Die Kanonen schwiegen.

Manchmal klangen Schritte auf der Straße, auch Stimmen wurden zuweilen vernehmbar, aber die alte Frau achtete nicht weiter auf sie. Sie dachte an Mann und Sohn. Ob sie schon mit hinausgezogen waren, schon mit im Feuer gestanden? Jetzt erst, da der Schlachtlärm ihr die Tatsache des Krieges in voller Deutlichkeit gezeigt hatte, wurde ihr völlig klar, in welcher Gefahr die zwei standen, die ihre Einzigen waren. Sie weinte nicht. Sie zitterte nicht. Ihr rotes Gesicht behielt seine harte Ruhe, nur zuweilen leuchtete sie, und die Art, wie der Atem sich ihr

mühsam aus der Brust löste, zeigte, wie schwer es auf ihr lastete.

Der Tag kam. Sie sah ihn grau durch die geschlossenen Läden lugen. Es war in den letzten Stunden still geworden, aber das Anbrechen des Morgens, gerade weil es in der Einförmigkeit und Stille der Stube etwas Neues bedeutete, war, als zündete eine Menschenhand zu der verlassenen Frau hinein, die Hand irgend eines, der nicht mit guten Absichten kam.

Die Katharina stand auf. Sie fröstelte. Mit auf dem Boden klapperndem Stoß humpelte sie nach der Küche und machte sich ein Frühstück zurecht.

Es mochte eine Stunde später sein, als sie, nicht furchtsam, aber vorsichtig, die Tür öffnete und ins Freie spähte. Es war sonderbar still ringsumher. Der Tag war hochgekommen und hatte ein schon herbstliches Licht. Die Sonne vermochte nicht recht durchzudringen, aber es lag ein geheimnisvoller Goldschein über dem weiten ebenen Land. Wie Rauch stieg es aus den Aekern und Wiesen. In der Ferne über einem Teich standen blaue Nebelwölkchen. Katharina tat einen Blick nach dem Hause der Adamischen hinüber. Am offenen Fenster gewahrte sie den Mann, der mit dem Reinigen eines Gewehres beschäftigt war. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, daß sie selbst schutzlos einer nicht eben vertrauenswürdigen Nachbarschaft preisgegeben war, aber sie stieß gleich darauf den Stoß fester auf den Boden. Sie kannte keine Schwäche. In der Stube holte sie sich aus einem Schrank einen Revolver heraus und legte sich ihn zur Hand. Und als ihr einfiel, daß die Kämpfer sich auch in diese Gegend herüberziehen könnten, stieg sie in den Keller hinunter, um zu sehen, wo sie sich am besten vor Geschosswirkungen berge.

Wieder war der Tag ein paar Stunden älter, als Pferdegetrappel die Hokin unter die Tür lockte. Es kam rasch näher, und sie hatte noch kaum Zeit gefunden, sich draußen umzusehen, als ein Reiter auf sie zugesprengt kam, während zwei andere vor dem Nachbarhause die Pferde zügelten, absprangen und sich ins Innere begaben. Es waren Soldaten derselben Waffe, zu der vor Wochen Vater Hoze und sein Sohn gestoßen waren.

Der Jäger hielt vor Katharina. Der Karabiner ruhte ihm schußbereit im Arm. In knappen Sätzen, während seine Blicke scharf in die Runde gingen, verlangte er Auskunft über sie selbst und ob sich Feinde in der Nähe gezeigt. Sein Gesicht wurde freundlich, als sie ihm erklärte, daß die Ihrigen bei seiner eigenen Waffe ständen. Sie lud ihn ein, einzutreten, und holte ihm eine Wegzehrung, als er ihr sagte, daß sie als Späher sogleich wieder weiter vor müßten. Vom Pferde herab empfing er Trank und Speise von ihr. Dann kamen auch seine beiden Kameraden, die Pferde am Zügel, herüber. Die Soldaten wechselten ein paar Worte. Der eine, ein Unteroffizier, richtete die Augen aufmerksam auf Katharina. Sein offenes, frisches Gesicht bekam einen Ausdruck halb der Bestürzung, halb des Zorns.

„Ich kenne Euch doch, Frau,“ sagte er, auch seinerseits die Erfrischung entgegennehmend, die sie ihm hinbot.

Frau Katharina sah auf und erkannte in dem Blondbart einen Menschen, der als Bauamtschreiber in der nächsten kleinen Stadt gewirkt und mit dem ihr Mann zuweilen zu tun gehabt hatte.

Er hielt das Glas in den Händen und trank doch nicht. „Ihr seid früh zu Leid gekommen, Frau,“ sagte er.

„Wie so?“ fragte Katharina. Es lief ihr kalt den Rücken hinab, und die Augen standen ihr groß in dem roten Gesicht.

„So — Ihr wißt das noch nicht?“ stotterte der Unteroffizier. Er errötete über die eigene Ungeschicklichkeit und nagte mit den starken Zähnen am blonden Schnurrbart. Dann schien ihm Offenheit der beste Ausweg. „Hier ist Verrat auf allen Seiten,“ fuhr er fort. „Vor acht Tagen, auf einem Erkundungsritt — Euer Mann und Euer Sohn — beide von hinten erschossen. Sie waren die ersten Toten unseres Regiments.“

Die Katharina schwankte. Die Gestalten der drei Reiter verschwammen vor ihren Augen ins Unklare. Die Welt drehte sich mit ihr. Aber sie stieß den Stoß fester zu Boden. Sie hatte nie ein leichtes Leben gehabt. Hartgehämmert von harter Zeit, raffte sie sich zusammen. Da — eben als ihr der Blick wieder klar wurde, sah sie den Josef Adam wieder drüben am

Fenster stehen. Noch immer hielt er das Gewehr. Doch nein, jetzt hob er es hoch.

„Achtung!“ schrie die Hosiin auf. Sie warf die Arme hoch.

Doch schon krachte ein Schuß. Und noch einer. Der eine Soldat fiel vom Pferde wie ein plumper Sack. Der zweite griff nach der Brust und hielt sich an seinem scheuenden Tiere fest. Nur der Unteroffizier war wie der Blitz auf seinem Roß.

Tumult und Lärm und Wirrwarr. Zwei reiterlose Pferde jagten felbein. Zwei Gefallene lagen am Boden. Wieder fielen Schüsse. Drüben stürzte der Adam aus dem Hause. Sein Weib nach ihm. Wie toll schoß er hinter dem davonsprengenden Unteroffizier her. Aber plötzlich stuzte er. Neue Reiter wurden sichtbar. Er fluchte, wechselte heftige Worte mit seiner schönen, wilden Frau. Totenbleich, mit angstverzerrtem Gesicht lehnte an der Hausmauer drüben das Mädchen, die Olivie.

Die Katharina Hoze dachte weder an sich selbst noch an das Schicksal, das auf sie niedergeschmettert war und ihr Mann und Sohn entrissen. Sie humpelte an die zwei Getroffenen heran. Der eine zuckte nicht mehr. Sie sah, daß für ihn keine Hilfe war, aber in dem andern schien noch Leben zu sein, und sie knüpfte ihm die Uniform auf und suchte nach dem Verbandpäckchen, das jeder Soldat bei sich trug. Das Blut rann dem Verwundeten aus der zerschossenen Schulter.

Schon aber sauste es heran. Eine ganze Schar von Jägern mit geschwungenen Säbeln.

Drüben entwichen der Josef Adam und sein Weib in die Felder.

Die Hosiin richtete sich auf.

Wieder fielen Schüsse.

Das schlanke kleine Mädchen, die Olivie, hielt sich die Ohren zu, stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand im Hause.

Reiter hielten bei den Gefallenen und der Katharina. Andere waren hinter den zwei Fliehenden her. Bald lag das Weib, von einer Kugel getroffen, in einer Ackerfurche. Der Mann sauste über das Feld hin. Jetzt wendete er sich. Er sah, daß er nicht entkam. Er hob das Gewehr. Sein Gesicht war vor Zorn entstellt. Er stand

barhaupt und mit wirrem Haar. Noch ehe er zum Schießen fertig war, erreichte ihn einer der Reiter, und ein Klingenhieb lähmte ihm den Arm.

Sie umringten ihn. Sie brachten ihn herüber.

Eine kurze Beratung.

Die Hosiin wurde geholt und berichtete, was geschehen war. Der blonde Unteroffizier sprach. Ein junger Leutnant, der die Reiterchar befehligte, saß einen Augenblick mit finstern Gesicht auf seinem Pferde. Ein Blick nach Westen. Er wußte nicht, wie nahe der Feind war. Eile war Gebot!

Ein knapper Befehl.

Schon steht der Josef Adam mit gefesselten Händen und verbundenen Augen drüben an der kahlen Mauer seines häßlichen blindfenstrigen Hauses.

Schüsse fallen.

Der Josef Adam fällt vornüber.

Gerichtet und geföhnt!

Es ist Kriegszeit.

Die Wolken am Himmel schieben sich dichter zusammen.

Und Eile ist Gebot.

Gräber werden geschaufelt. Im Felde neben dem Hause legen sie in eines den toten Jäger und pflanzen ein kunstloses Kreuz darauf. Mit Kreide schreiben sie einen Namen ins Holz. Und sie legen ins andere zwei Körper, den Josef Adam und sein Weib.

Ein Sanitätswagen ist inzwischen herangerollt. Auf den laden sie den Verwundeten, der erwacht ist und stöhnt.

Die Katharina Hoze fährt sich mit der Hand über die rote Stirn, in die eine Strähne weißgelben Haares sich drängt. Wo ist sie denn? Was bringt denn der Tag noch? Die Gedanken zerflattern ihr wie Vögel, die aufgeschreckt auseinanderstieben. Aber sie macht sich an den blonden Unteroffizier heran, der drüben unter den andern schon abmarschbereit zu Pferd sitzt.

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wo sie liegen, der Andreas und mein Sohn, der Kaspar?“ stottert sie.

Der Blondschnauz neigt sich vom Pferde. Das Mitleid scheint in seinen Augen. „Das ist schwer zu erklären, Frau,“ antwortet er, „und was nützt es Euch? Ihr könnt doch nicht hinüber. Das

ist Kampfgebiet jetzt. Der Boden schluckt Blut, wo sie liegen.“

Übermals ein Befehl.

Der junge Leutnant wendet sich zu Katharina Hohe. „Wenn Ihr mit wollt, kommt! Ihr seid hier nicht sicher.“

Sie sieht ihr Häuslein an und schüttelt den Kopf. „Nein, nein, was liegt jetzt an mir? Hier will ich schon bleiben.“

Die Reiter setzen sich in Trab, zwei wieder eingefangene Pferde bei sich. Sie sprengen davon.

3.

Und nun ist alles wieder still.

Gibt es ein solches Schweigen, eine solche atemanhaltende Stille in der Welt?

Die Wolken am Himmel mit den dünnen Blauadern regen sich nicht. Es überfließt sie etwas wie Sonne, aber es kann auch irgend ein anderer Widerschein sein. Vielleicht hat der Krieg wieder ein Dorf angezündet. Kein Wind weht. Kein Wesen wandert auf der langen Straße, wo eben noch Kampf und Mut und Tod gewesen sind. Die zwei Häuser stehen und starren in die Felder hinaus, mit dunkeln, erstorbenen Fenstern das kahle große, mit ängstlichen, verstaunten das kleine saubere Hohenhüttchen. Nichts regt sich in ihnen und um sie. Nicht einmal ein Wildrebenblatt dreht sich an der Hauswand der Katharina.

Sie selbst aber sitzt im Lehnstuhl in der Stube mit den vielen Häfeldeckchen.

Hat sie einer hinein geworfen? Wie zerbrochen sitzt sie da, die Arme auf den Knien, den Rücken kreisrundgebogen, den Kopf mit dem roten Gesicht und schlohweißen Haar auf die Brust hinunter gesenkt, als ob er ihr abfallen müßte.

Still ist es geworden.

Das Grausen und die aufgepeitschte Erregung sind abgeflaut. Die Katharina Hohe sieht nicht mehr den fliehenden Josef Adam, hört nicht mehr das Knattern der Gewehre. Wirrwarr und Schicksal schweigen. Das eigene Empfinden aber kann reden, Erkenntnis kann aufdämmern.

So allein bist du jetzt, sagt sich die Katharina Hohe. Spürst du, wie auf der Welt niemand einsamer sein kann als du? Und immer wirst du es bleiben; denn — sie kommen nie wieder, der — Andreas,

dein Mann, und dein Sohn, der Kaspar. Nie mehr! Hörst du recht?

Die alte Frau stöhnt. Es tropft etwas auf ihre, jetzt im Schoß liegenden Hände, tropft und versiegt wieder.

Nach einer Weile überläuft es das Gesicht der Dasthenden, die ganze Gestalt, heiß, wie wenn einer siedendes Wasser über sie hingöffe. Von hinten erschossen! Die beiden! Nicht in ehrlichem Kampf gefallen! Nein, von hinten gemeuchelt. Beide! Beide mit einem Mal! Von Gesindel wie die da drüben, der Adam und sein Weib!

Die Hohen ächzt. Dann stemmt sie die Hände auf die Stuhllehnen, dann gibt sie sich einen Ruck. Sie lacht fast. Ha, wie der hingeschlagen ist im Feld, der Adam, wie ein über den Haufen geschossener Has! Ha, wie sie es ihm gönnt! Ihm und der Mehe, seinem Weibe!

So wild und wuchtig und übermächtig wallt Haß und Zorn in Katharina Hohe auf, daß sie nicht sitzen bleiben kann. Sie reißt sich aus dem Stuhl auf, ergreift den Stoß, schwingt ihn, als müßte sie jetzt noch nach dem Adamhause hinüber drohen. Fenster haben sie ihr eingeworfen! Geschmäht haben sie sie, die da drüben! Feige Mörder sind sie gewesen, wie die, die den Mann und den Sohn. . . Ha, wie sie ihnen den Untergang gönnt, den Tod, das Ende! Ueber den Haufen geschossen wie tolle Hunde! Ha, wie sie es ihnen gönnt!

Noch steht sie so von überschäumender, schmerzgestachelter Empörung geschüttelt da. Da geht die Tür in ihrem Rücken geräuschlos und zaghaft ein wenig auf. Gerade nur soviel, daß ein Kopf sich durch die Spalte schieben kann.

„Frau,“ flüstert eine zitternde Stimme, „Frau!“

Katharina Hohe dreht sich um.

In der Tür steht die Olivie, das Mädchen von drüben, totenbleich, in den großen Augen den Schrecken. Lieblich und weich umrahmen die braunen Zöpfe das schmale Gesichtlein.

Die Katharina starrt.

„Wißt Ihr nicht, wo der Vater ist und — und die Mutter?“ fragt die Olivie.

Da schwingt die Katharina den Stoß. Die Erinnerung packt sie jäh. Die Zunge hat sie ihr herausgestreckt, die Göhre dort!

Auch sie gehört zu dem Gelächter. Wäre sie mit zugrunde gegangen! Zum Tod mit all dem Gesindel, das ihr den Mann — und den Kaspar —

„Hinaus mit dir!“ schreit sie.

Ein Ton wie von brechendem Glas. Die Olivie hat einen kleinen Schrei ausgestoßen, aus Angst und Entsetzen gemischt. Und schon ist sie von der Tür verschwunden.

Die Katharina Hohe ist wieder allein. Ganz allein! Noch immer in den Fängen ihres Schmerzschreienden Zorns, humpelt sie sam Stod zur offen gebliebenen Tür und stößt sie heftig zu. Kommt zurück. Wirft noch ein paar zornige, dornige Gedanken der Olivie nach und läßt sich wieder im Lehnstuhl nieder.

Und wieder wird es still — totenstill, bis auf den kleinen Uhrteufel dort an der Wand, der rastlos hin- und herspringt.

Augenblicke vergehen, Minuten schleichen hin. Stunden reihen sich.

Die Katharina Hohe sitzt und starrt in den Boden. Alles aus! Beide tot! Der Mann und der Sohn! Was Zorn gewesen, wandelt sich wieder und wird Schmerz. Manchmal weint die Hokin, herzbrechend, als seien alle Schleusen ihres Kummers aufgerissen. Und dann wird der Schmerz wieder Zorn. Und die Tränen versiegen. So ist ein Auf und Ab von Gefühlen, bis der Tag alt ist.

Zuweilen erhebt sich die Frau und tut ein Alltagsgeschäft ab.

Zuweilen, selten zwar, wendet sie sich mit heftigem Ruck nach der Tür. Es ist ihr, als sei sie aufgegangen, als hörte sie wieder den sonderbaren, brechenden Seufzer. Jedes Mal schmilt der Groll, und es bleibt dafür eine kleine Unruhe in ihr, so als sei ihr an ihr selber etwas nicht recht.

Nun dämmt der Abend.

Nun kommt die Dunkelheit.

Frau Katharina muß Licht machen.

Wie groß nun erst die Stille ist! Sie redet von Tod, redet von Gräbern. Wo mögen sie liegen, der Andreas und der Kaspar? Wann wird sie zu dem Grabe gehen? Ha, und draußen der Adam und sein Weib! Sie sieht die Stelle deutlich vor sich, wo sie sie eingeschaufelt haben. Ja, ja, Leben und Tod sind nahe beisammen! Und da liegen sie jetzt — liegen sie

jetzt. Wo — aber, wo mag das Kind, die Olivie hingekommen sein? Es ist doch nicht recht, daß das Geschöpf so — so ganz verlassen und verstoßen herumstreift und nach den Alten sucht. Wer weiß, was ihr geschieht in der wilden Zeit, in der ver-ruchten Zeit?

Der Katharina Hohe zittert eine Unsicherheit in dem von zorniger Qual verhärteten Herzen. Sie öffnet die Haustür eine Spalte weit. Sie lauscht. Still! Still! Wie der Tod still! Sie öffnet die Tür vollends, tritt auf die Schwelle und hinaus. Die Nacht hat einen kühlen Atem. Er umweht ihr Stirn und Wangen. Als ob ihr einer ruhige Worte sagte: Was sollen Zorn und Haß, Nacht ist doch das Ende von allem, von euch allen, kühle, lange, schweigende Nacht!

Schwarz liegt das Land hingebreitet. Nichts rührt sich auf der dunkeln Ebene. Fern am Horizont, wo die finstere Erde und der hellere Nachthimmel zusammenkommen, ist ein Zickzack von Linien. Eine Pappel zeichnet sich gegen den Himmel da und dort. Jrgendwo scheinen auch die Umrisse eines Kirchturms sich abzuheben. Und Schweigen! Schweigen rings! Tausende von Sternen scheinen in beweglichem, warmem und doch nicht unruhigem Licht. Zu Bildern sind sie zusammengestellt. Kleine, gelbe, leuchtende Steine, gestickt in ein samtenes Tuch, wohl auch ein größerer, blauweißer dazwischen.

Aber wo mag — wo mag die Olivie sein?

Die Hokin faßt ihren Stod fester. Sie humpelt in ihre Küche. Sie holt eine Laterne und leuchtet in die Straße hinaus. Drüben ist der Erdboden gerötet. Da fiel der arme Soldat!

Aber — wo mag die Olivie sein? In die Nacht hinaus gelaufen? Oder noch drüben im Hause?

Die Hokin hat nicht Ruhe. Sorgfältig dahin und dorthin zündend, überschreitet sie die Straße. Sie erreicht das kahle Nachbarhaus. Mit offener Tür gähnt es sie an. Sie leuchtet auf die Schwelle, durch die Tür hinein, in den schmutzigen Flur. Sie selbst humpelt dem Lichtschein nach. Wie die Haustür offen stand, so steht da hinten eine Stubentür aufgerissen. Ein armseliger Lichtschein quillt heraus.

Katharina Hoze stapft fürbaß, ihr Stoß klopft den Holzboden. Jetzt steht sie vor der kahlen, schmutzigen Kammer, in deren Mitte ein Tisch und an deren Wänden zwei Bettschragen aufgestellt sind. Auf dem tannenen Tisch steht eine grüne Flasche, mit einem gelbweißen Kerzenstumpf darin. Die Kerze brennt so müde, daß ihr Schein von außen im Fenster nicht zu sehen gewesen ist.

Und da sitzt die Olivie. Sie ist halb entkleidet, hat wohl zu Bett gehen wollen und sich wieder anders besonnen. Aus dem dunkeln Leibchen, das ihren Rock hält, sehen die kurzen, rauhweißen Hemdärmel und schlanke, weiße, feine Arme. Auch die Füße sind nackt und weiß und zierlich wie die Arme. Das Gesicht ist schmal, schreckensbläß, die Augen stehen groß wie Räder darin, und über die nackten Schultern vor hangen die reichen weichen Zöpfe. Die Hände aber ruhen verschlungen im Schoß, und die Finger zucken und haben ein seltsames Spiel, das redet und verrät, daß die Olivie vor Angst fast vergeht.

„Sie — sie sind noch immer nicht da,“ sagt das Mädchen jetzt. Der feine Mund zuckt. Die Augen glitzern auf, weil sie sich mit Wasser füllen.

Katharina Hoze wird inne, daß das Mädchen immer noch auf die Eltern wartet. Weiß sie nicht, was mit ihnen geschehen ist?

Es fällt etwas von der Hugin ab, wie die häßliche Schale sich vom schönen Kern streift. Vielleicht der Haß. Vielleicht die Erinnerung an die von den Adamischen erlittene Unbill. Sie muß denken, daß die Olivie allein ist und eine Hoffnung hofft, die sich nicht erfüllen kann. Das Herz schmilzt ihr. Das arme Ding dort ist ihr in diesem Augenblick fast lieb. Sie steht da, den Stoß in der einen, die Laterne in der andern Hand.

„Denk,“ sagt sie ganz schwer und doch, weil es ihr seltsam als wie ein Trost einfällt, „denk, mein Mann und mein Sohn sind tot.“

„Mein Gott!“ sagt die Olivie. Sie schauert in sich zusammen.

„Du frierst,“ fährt die Hugin fort. „Komm, hier kannst du so allein nicht bleiben! Nimm dir etwas um! Komm zu

mir herüber für die Nacht! Wir wollen sehen, was dann wird.“

Die Kleine zögert. Wenn der Vater und die Mutter wieder kommen, werden sie schelten, sie schlagen, wenn sie sie bei der Hugin finden. Aber die Angst und das Grauen siegen. Sie zieht ihr Oberkleid an, nimmt ein Tuch um.

„So — so — komm,“ redet die Hugin ihr zu, „bei mir drüben ist es behaglicher.“

Sie gehen. Das alte Weib und das junge Kind.

Die Laterne leuchtet ihnen über die Straße. Auch die Sterne leuchten, die vielen, vielen Sterne.

Hei, wie die Hogeßtube hell und warm ist, verglichen mit der Sudkammer drüben!

Die beiden treten ein.

„Setz dich,“ sagt die Katharina zu dem Kinde.

Gehorsam läßt sich die Olivie auf einen Stuhl nieder.

„Du mußt etwas essen!“ meint die Hugin.

Und sie holt Essen aus der Küche.

Die Olivie greift zu. Sie zittert vor Hunger und Gier.

Es wird wieder still. Nur die rastlose Uhr tackt. Und die Gedanken haben Zeit, ihren Dienst zu tun.

Die Frau und das Kind sitzen da und sind fast scheu voreinander.

„Ja, ja,“ seufzt die Hugin und nach einer Weile wieder, „ja, ja!“

Dann erinnert sie sich daran, daß die Olivie auf jemand wartet. Es fällt ihr ein, daß sie dem Mädchen sagen sollte, was geschehen ist.

Sie entschließt sich zu sprechen. „Vielleicht — kommen sie nicht mehr, dein Vater und deine Mutter.“

Die Olivie springt auf, schlägt die Hände vor die Augen und weint. Lange weint und schluchzt sie. Vielleicht haben die Schüsse sie Schlimmes ahnen lassen, während sie selber im Keller versteckt war. Vielleicht begreift sie schon alles.

Da tritt die Hugin auf sie zu. Sie zieht sie an sich. Sie läßt sich selber auf den Stuhl nieder, auf dem die Olivie gefessen. Sie legt die harten Arme fester um das schluchzende Mädchen, ihr eigenes, rotes,

häßliches Gesicht streift die glatte weiße Wange der andern.

„Still, still,“ redet und tröstet sie, halb zu sich selbst sprechend. „Das ist die wilde Zeit. Wir werden schon sehen, was werden soll. Vielleicht hast du Verwandte, dann bringe ich dich hin. Vielleicht willst du auch bei mir bleiben — man kann es nicht wissen — jetzt für ein Mal — solange ich bei dir bin, geschieht dir doch nichts.“

Die tröstlichen Worte fallen abgehaßt von den unzarten Lippen. Es tönt ein wenig wie das eintönige Ticken der Uhr.

Die Olivie trocknet die Tränen und trocknet wieder neue, die kommen. Die Zeit geht. Und die Stille nur dauert.

Plötzlich kommt dem Mädchen ein neuer Gedanke. Wie haben sie die Frau da geschmäht! Sie sieht die Hugin an. „Verzeiht mir,“ bittet sie scheu, „daß ich so häßlich gegen Euch gewesen bin!“

Es ist jetzt eine leise Bornehmheit in ihrem Wesen, die nicht duldet, daß sie Wohlthat empfängt, wo sie schuldig ist.

Die Alte schweigt, sie fährt nur mit der zerarbeiteten Hand über die weichere des Kindes. Das sagt soviel wie: Laß gut sein!

Und abermals schweigen beide.

Und abermals ist es dann die Olivie, die fragt: „Glaubt Ihr wirklich, daß sie nicht mehr kommen?“

„Nein!“ sagt die Hugin.

Das Kind wirft die Arme auf den Tisch. Angst und Leid überwältigen es.

Katharina Hohe tätschelt ihr den Rücken. Sie rückt ihr den Stuhl, daß sie sitzen und sich sattweinen kann. Sie humpelt hin, humpelt her.

Jetzt spricht sie weiter. „Einmal muß wieder Friede werden! Dann müssen die wieder miteinander leben, die übrig bleiben. Was hilft der Haß? Hilft die Feindschaft? Sind wir nicht alle — alle Menschen?“

Das sagt sie kaum zu der Olivie Adam. Das redet sie sich selber zu. Sie legt sich wohl eine Zukunft zurecht, denkt vielleicht die Olivie hinein.

Es tackt die Uhr. Es gehen die Nachtstunden.

Einmal sieht dann das Mädchen auf. Es ist etwas in der Stube, was es wärmt, tröstet — erstaunt.

Da steht die Hugin vor ihr und hält ein Bild in den Händen, das sie drüben von der Kommode genommen. „Schau,“ erzählt sie, „das ist der Kaspar, als er ein Junge gewesen ist, alt wie du jetzt!“

Sie streichelt das Bild, das einen Knaben zeigt. Sie legt dieselbe Hand wieder auf die der Olivie. Und dann fühlt sie, daß sie noch allerlei sagen sollte, und ist zu ungeschickt dazu und wiederholt nur: „Einmal — weißt du — muß wieder Friede werden!“

Die Stadt.

Skizze von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Es geht vorwärts!“ rief der Ingenieur, als auf der gestern neu gelegten Schienenstrecke schon der zweite Eisenbahnzug voll Menschen, Kohlen, Werkzeugen und Lebensmitteln ankam. Die Prärie glühte leise im gelben Sonnenlicht, blaudentig stand am Horizont das hohe Waldgebirge. Wilde Hunde und erstaunte Präriebüffel sahen zu, wie in der Emdde Arbeit und Getümmel anhub, wie im grünen Lande Flecken von Kohlen und von Asche und von Papier und von Blech entstanden. Der erste Hobel schrillte durch das erschrockene Land, der erste Flintenschuß donnerte auf und verrollte am Gebirge hin, der erste Ambosß klang helltönig

unter raschen Hammer schlägen in die Stille. Ein Haus aus Blech entstand, und am nächsten Tage eines aus Holz, und andere, und täglich neue, und bald auch steinerne. Die wilden Hunde und Büffel blieben fern, die Gegend wurde zahm und fruchtbar, es wehten schon im ersten Frühjahr große Ebenen voll grüner Feldfrucht, Höfe und Ställe und Schuppen ragten daraus auf, Straßen schnitten durch die Wildnis.

Der Bahnhof wurde fertig und eingeweiht, und das Regierungsgebäude, und die Bank, mehrere kaum um Monate jüngere Schwesterstädte erwachsen in der Nähe. Es kamen Arbeiter aus aller Welt,